



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fleischer, W.: Aus dem Florenz von heute

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heimgeführt.“ Engel kommen und bringen Fausts Seele. Gretchen erhebt sich und breitet sehnsüchtig und verzeihend ihre Arme zu ihm aus; und während Mephisto ausruft: „Ich will das Böse, und ich wirke das Gute“, fällt der Vorhang.

Man sieht, diese Bearbeitung ist das Machwerk rücksichtsloser Virtuosen und raffinierter Effekthascher, und es ist sehr zu bedauern, daß sich Stephen Phillips und Comyns Carr zu solchem literarischen Sakrilegium bereit gefunden haben. Als Entschuldigung kann nur die Tatsache dienen, daß sie den tiefen Sinn der großen deutschen Gedankensymphonie gar nicht erkannt haben, daß sie dem deutschen Genius, dem deutschen Gemütsleben ganz fremd gegenüberstehen. In der Ankündigung des Stückes sagen sie zwar, sie hätten mit liebevoller Ehrfurcht die literarischen und philosophischen Eigenschaften von Goethes Werk (the literary and philosophical qualities) zu bewahren gesucht, wobei sie die Ökonomie des Dramas (the constructive necessities of the drama) beobachtet hätten, aber diese Angabe entspricht nicht den Tatsachen; ihre Bearbeitung zeigt im Gegenteil nichts oder blutwenig von Goethes erhabenem Geiste. Der englischen Literatur zur bleibenden Biederde wird sie deshalb nicht gereichen.



Aus dem Florenz von heute

Von M. Fleischer



raußen tobt der deutsche Wintersturm. Er heult und stöhnt, daß man alles Ernstes glauben könnte, das wilde Heer der alten Germanengötter jage über unsern Köpfen daher. Heute wird die graue Wolkendecke nicht mehr zerreißen. Trüb und trostlos ist die Welt. Glückliche, wer in solcher Zeit Erinnerungen hat, die golden genug sind, bis in die Gegenwart hineinzustrahlen!

Meine Gedanken schweifen heute nach dem Arnotal. Der große Carducci spricht mir ganz aus dem Herzen, wenn er ausruft:

Oh, se il turbine cortese
Sovra l'ala aquilonar
Mi volesse al bel paese
Di Toscana trasportar!

zu Deutsch ungefähr:

O wenn lieblich mich der Nordwind
Auf den wilden Wirbelschwingen
Nach dem wunderschönen Lande
Von Toscana wollte bringen!

Wohl weht auch dort jetzt die oft recht kalte tramontana vom schneebedeckten Apennin hernieder, die marchesa im elektrischen Auto verschwindet bis an die Nasenspitze im molligen Pelz, der popolano holt den schabigen weiten Mantel hervor, dessen Zipfel er mit Grandezza über die Schulter wirft — auch Priester und Offiziere drapieren sich auf diese malerische Weise —, und die Hände der Frauen umklammern den Henkel des tönernen scaldino, aus dem glühende Holzkohle unter schützender Asche ihnen Wärme spendet. Aber nie ist der Himmel so unglaublich blau wie an Tramontana-

Grenzboten II 1909

tagen. So blau sind die Mäntel der Heiligen auf Beato Angelicos Tafelbildern. Nie stehn die Berge so klar, so nah in der Luft. So hart heben sich bei den Malern des Quattrocento die kahlen Höhenzüge im Hintergrunde ab.

Durch die Straßen zieht ein Duff von gerösteten Kastanien. Er strömt nicht nur aus den Häusern, er kommt von vielen Handwagen, auf denen die braunen Früchte in Mengen über dem Feuer dampfen; er entsteigt auch den dunkeln castagnacci, sehr konsistenten Kuchen aus Kastanienmehl, die nicht selten die Größe eines Wagenrades erreichen, und die, stückweise verkauft, in der kalten Jahreszeit ein beliebtes Volksnahrungsmittel sind, ähnlich wie im Sommer die erfrischenden Wassermelonen, die cocomeri.

In den Häusern mit den Steintreppen und Marmorfußböden ist es nicht immer gemütlich. Ein toskanisches Sprichwort behauptet:

Un pezzo non fa fuoco, (es ist Holz gemeint!)
 Due ne fanno poco,
 Tre un focherello,
 E quattro lo fanno bello!

Das ist aber eine rechte Heuchelei. Da sind die Venezianer schon ehrlicher, wenn sie in ihrem weichen Dialekte sagen:

Un legno no fa fogo,
 Do ghe ne fa poco
 Tri ghe ne faria, —
 Ma i vole compagnia!

Der Zahl der compagnia ist also keine Schranke gesetzt. Kluge Leute haben es aber satt, vor dem camino von einer Seite angeschmort zu werden und an der andern zu erfrieren, und Öfen nach deutscher Art finden jedes Jahr mehr dankbare Bewunderung. Sie allein vermögen es, den kältenden Hauch zu besiegen, der durch die dicksten Teppiche und selbst durch übergelegtes Holzparkett im Winter dem Steinfußboden entsteigt. Für den Fremden freilich, der Volksitten studieren will, ist es ein Glück, daß die internationale Kultur, die schon so manches verwischt hat, doch recht langsam fortschreitet: die Katze — il gatto — am Kaminfeuer, der braune scaldino für die Hände, die eiserne cassetina für die Füße — das sind Dinge, die er nicht missen möchte, und die wohl auch nie ganz verschwinden werden. Man sieht sie schon auf den ältesten Bildern und Gobelins. Sie gehören unzertrennlich zu Toskana.

Jeden Donnerstag im Winter findet sich in den alten hohen Gewölben von Or San Michele eine andächtige Versammlung ein, um den Professoren zu lauschen, die Dante lesen und erklären, wie es vor Jahrhunderten Boccaccio in der kleinen Kirche S. Stefano tat. Von der Wölbung hängen noch die Fahnen der ehrfamen Zünfte hernieder. Auf dem hohen düstern Katheder fehlt nicht der bekannte Dantekopf. Ich entsinne mich der ergreifenden Rede eines erblindeten alten Professors, der den Gesang vom unglücklichen Conte Ugolino zu behandeln hatte, und eines Barons in Glacehandschuhen, der mit rasender Zungengeschwindigkeit erschöpfend und geistreich den letzten canto des Inferno durchnahm, und der, als er dann von Dantes Absichten im allgemeinen sprach und betonte, daß er auch unsrer Zeit noch manches zu sagen hat, einen applauso tremendo erntete. Da die Älteren unter den Gebildeten ihren Dante fast auswendig können, so setzt sich die Zuhörererschaft vorwiegend aus jugendlichen Elementen zusammen, und obgleich mancher spinaccino (grüner

Sunge) seine schwarzen Augen öfter auf eine Vice oder Lalla im Pariser Modellhut richtet als auf den vortragenden Gelehrten, so wird doch die Florentiner Jugend nach und nach innig vertraut mit dem Dichter der *Commedia*. Könnte der einst so gehässig Verbannte als unsichtbarer Geist die Straßen seiner Vaterstadt durchwandeln, das stolze Herz würde ihm höher schlagen im Bewußtsein seines unsterblichen Ruhmes. Ich rede nicht von seinem Ebenbild aus weißem Marmor, das er auf der weiten Piazza S. Croce erblicken würde: die Hauptsache ist, daß er lebt, lebt in den Geistern der Nachwelt, daß sie in ihm leben, daß er ihnen so natürlich zu sein scheint wie die Lebensluft. Aus Kindermund, von Leuten des Volkes würden ihm seine Worte entgegenönen. Sah ich doch einst einen Knirps auf das Baptisterium zeigen und rufen: *Mamma, ecco il mio bel San Giovanni!* Das Taufbecken in der Mitte des Heiligtums würde er nicht mehr finden, und nicht alle wissen mehr, daß er dort ein Kind vom Tode errettet hat.

Zu seiner Zeit taufte man noch durch Untertauchen. Damit nun die Priester nicht von der Menge erdrückt würden, hatte man für sie zylinderförmige Löcher in die starke Marmormauer des Taufbeckens gehauen. Einmal war aber ein spielender monello in ein solches Loch gesprungen und hatte sich so darin verwickelt, daß er zu ersticken drohte. Als Dante davon hörte, eilte er, kurz entschlossen, mit einem Beile herbei und zertrümmerte die Einfassung jener verhängnisvollen Höhlung. Was er selbst davon im neunzehnten Gesange des *Inferno* bei der Beschreibung von Felsenlöchern erzählt, lautet in der Bildemeisterschen Übersetzung:

Dort sah ich längs der Seiten und am Grunde
Den fahlen Stein voll Löcher bis zum Rand,
Alle von gleicher Weise, lauter runde,
Die ich nicht enger noch auch größer fand
Als sie in meinem schönen Sanft Johannes
Den Täufern dienen zu geschütztem Stand.
Einst fiel in eins ein Kind, und kaum entrann es,
Ich aber brach den Stein und zog's empor.

Er glaubt noch hinzufügen zu müssen:

Das streite keiner ab, denn keiner kann es.

Möglicherweise hat man ihm Vorwürfe gemacht, daß er sich am Heiligen vergriffen habe.

Jetzt werden die Kleinen an einem linken Seitenaltar getauft, und zwar mit verblüffender Geschwindigkeit. Der dicke prete konnte mit *Coquelin à né* konkurrieren. Eine angenehme Schlummermusik für Johann den Dreiundzwanzigsten, dem Michelozzo gegenüber ein kunstvolles Lager bereitet hat!

Sie haben es gut, die Kinder, die hier aufwachsen. Was ist das *Campo di Marte* für ein unvergleichlicher Spielplatz! Es liegt vor der *Barriera del Pino* (oder *delle Quercie*), wo eine einsame Riesenspinne ihren dunkeln Schirm ausspannt. Exerziert wird dort — wie mir scheint — nicht viel. Immer ist die große Fläche fastig grün. Über den Akazien und Kastanien, die sie im Viereck umschließen, tauchen die anmutigsten Höhen auf: im Norden, ganz nahe, *Fiesole* und der steinige *Monte Ceceri*; im Osten, entfernter, die Waldberge von *Consuma*, *Ballombrosa* und *Pratomagna*; im Süden in zarten Linien und duftigen Farbtönen die Hügel jenseits des *Arno*; im Westen verschimmt die *Domkuppel*. Abends ist es besonders friedlich und heiter. Zu jeder Jahreszeit steigen bunte *Papierdrachen* — *aquiloni* — leise knatternd

hoch in die seligen Lüfte. Turner und Ringkämpfer aus dem *popolo minuto* produzieren sich gratis. Ab und zu sprengt ein einsamer cavaliere um den weiten Plan und nimmt leicht und elegant die Hindernisse.

Diese ganze östliche Gegend vor der Barriera heißt übrigens „Campo d'Arrigo“, weil Heinrich der Siebente im nahen Kloster San Salvi sein Quartier hatte, als er 1312 vor Florenz lag. Von diesem Kloster ist nicht viel mehr übrig als das Refektorium, und dieses ist ein Museum geworden. Im ersten Raum findet man eine Art Balhalla — nur viel schlimmer. Eine Menge Gipsbüsten sind da aufgereiht zu sehen, aber ohne logischen Zusammenhang. Gleich rechts an der Tür schimmert rötlich eine Büste aus Terracotta. Der Mann kam mir sehr bekannt vor, aber im Augenblick war ich so gar nicht auf ihn gefaßt gewesen. Der Custode lächelte überlegen, als er darauf zeigte und sagte: *Molte, generale prussiano*. Die Vorstellung meines Landmannes machte mir Mut, durch das Chaos vorzudringen, und ich rate allen, die nach S. Salvi kommen sollten, meinem Beispiele zu folgen, denn es sind da zwei Kunstwerke zu sehen, die des Ansehens wert sind. Das rührende Grabmal der holden Maria Giunigi ist zwar nur ein Gipsabguß, und besser mag es schon sein, das Original im Dome zu Lucca zu bewundern. Aber schon hier kann man sich fragen, ob dies nicht das Meisterwerk des Jacopo della Quercia sei. Die schlichte Bornehmheit der jungen Gestalt scheint sich dem ganzen Kunstwerk mitgeteilt zu haben.

Die andre Perle ist aber ein Original: ein Abendmahl, das Andrea del Sarto 1526/27 an die Ostwand des Refektoriums gezaubert hat. Wie alle Bilder des begabten Malers weist es schöne Gesichter und eine angenehme Farbenharmonie auf; aber das Leben und die Natürlichkeit der ganzen Szene sind bei diesem schwierigen Vorwurf besonders anzuerkennen.

Unter den *cenacoli* von Florenz steht dieses ohne Frage auf der höchsten Stufe. Castagno, Ghirlandajo, Perugino leiten zu ihm hinauf. Castagnos wuchtige Kraft und des Perugino *dolcezza*: del Sarto verschmilzt sie zur Vollkommenheit. Dafür sind die andern persönlicher, menschlicher, und die Besuche, die ich ihren *cenacoli* in den stillen Refektorien von S. Apollonia und S. Onofrio abstattete, gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Von dem Fremdenstrom, der die großen Museen überflutet, merkt man nichts. Da haust ein behaglicher Custode mit weißem Schnauzbart. Den Klemmer auf der Nasenspitze sitzt er in seine „*Sieramosca*“ vertieft und schreckt erstaunt in die Höhe, wenn sich wirklich jemand in sein kleines Königreich verliert. Sein Attribut ist eine schöne, große weiße Katze. Arme custodi! Wer möchte in Florenz ein solches Leben führen? „Ach, wenn man so in sein Museum gebannt ist“ — stundenlang!

In der Arnostadt könnte man gut ein Jahr lang ohne Arbeit existieren, um nur alle die Schönheit in sich aufzunehmen, die allein die Natur entfaltet, den Nordländer zu bezaubern und den Toskaner vergessen zu lassen, daß man auch anderswo leben und glücklich sein kann.

Ecco sui colli e sui fastigi il sole,
Ecco sui marmi il sol di primavera,
Nel cui sorriso esaltasi la mole
Di Brunellesco olimpica e leggera.
Nell' aria calda, aulente di viole
Il campanil meraviglioso impera
E al pieno odor delle vicine aiole
Si spalanca fiammando ogni vetriera.

Oh ben sorrìdi con l'antico vanto,
Italo Maggio, al vecchio San Giovanni
E in cima al tempio trionfale e santo,

Ove un popolo artista a' piú forti anni
Devoto udia del suo Poeta il canto, —
E poi s'armava a fulminar tiranni.

Um dieses Sonett Marradis allen verständlich zu machen, habe ich versucht, es, wenn auch in einer freieren Strophenform, ins Deutsche zu übertragen:

Sieh auf den Bergesgipfeln rings die Sonne!
Sieh, auf dem Marmor lacht der Frühlingschimmer!
Olympisch leicht in dieses Lächelns Wonne
Erhebt sich Brunellescos Bau noch immer.

Und in den warmen, weichen süßen Lüften
Herrscht wunderbar der schlanke Campanile,
Und flammend öffnen sich den vollen Lüften
Aus allen Gärten her der Fenster viele.

Wie lieblich strahlest du dem alten Ruhme
Von San Giovanni, o Italiens Mai,
Und jenes hehren Tempels Heiligume,

Wo einst ein kunstreich Volk, von Hochmut frei,
Dem Dichter lauschte, der Tosanas Blume, —
Und dann mit Waffen schlug die Tyrannei.

Wie viele Deutsche pilgern alljährlich im Frühling hinauf nach Fiesole! Sie tauchen unter in Sonne und Schönheit, vergessen Winterstürme und Herzeleid. Sie stehn überwältigt im Anblick des blühenden Arnoteles, das die Sonne mit ihrem Strahlenglanze übergießt: heiter lachend am Morgen, mittags zu blendend fast dem sterblichen Auge, warm und kräftig am Abend, wenn der Silberbach in goldne Ströme fließt. Und dann machen sie es wie die kleinen, schnellen Lazerten: sie sonnen sich auf den Steinen des römischen Theaters, zwischen denen die Weilchen blühen. Ihre Stirnen umfächelt ein linder venticello, und die Augen ruhen sich aus auf den stillen Höhen des Mugnonetals.

Wenige aber steigen in dieses Tal hinunter, wo sichs doch so gut wandern läßt, den blauen Bergen des Apennin entgegen. Wohl noch weniger klettern am benachbarten Monte Ceceri in die Höhe. Sein helles Gestein wird noch immer gebrochen und unten in der Stadt zu Bauten verwandt. Von Promenadenwegen keine Spur. Einmal wurde uns der steinige Weg durch einen Lastwagen mit störrischen Muli versperrt. Aber die schöne, wohlbekannte Aussicht lockte uns zu lebhaft. Da kletterten wir auf dem Geröll à quatre pattes hinauf und wurden durch den herrlichsten Sonnenuntergang belohnt. Dem Besteiger des Monte Ceceri tut sich, wenn er nach Osten sieht, das kleine Tal der Mensola auf. Gegenüber krönen das Castel di Poggio und die Burg Vincigliata einen grünen Höhenzug. Unter den Füßen des Beschauers liegt auf halber Höhe die Trattoria delle Cave. Ich kann diesen Namen unmöglich nennen, ohne jenes wunderbaren Juniabends und der noch schönern Nacht zu gedenken, in der ich mit Bekannten dort unter den Maulbeerbäumen das späte Erscheinen des Mondes heranwachte, der uns zur Heimkehr leuchten sollte: wir saßen an dem runden Steintisch, um den Meister Böcklin seine Freunde zu versammeln liebte. In der Mitte stand ein fiasco — schon mehr fiasco! — mit gutem Chianti. Dazu genossen wir ein echt italienisches Mahl: viel maccheroni mit viel Käse, Spiegeleier mit frischem Salat

und eben gepflückte Aprikosen. Die Dämmerung hatte sich schwarzblau herab-
 gesenkt. Nach und nach verstummte jedes Geräusch: nur Tausende von
 Grillen zirpten lauter und lauter. Von Zeit zu Zeit trug uns ein Wind-
 hauch aus dem Tale den kräftigen Würzgeruch der blühenden Myrte zu.
 Schließlich blitzte es doch rötlich hinter dem schwarzen Hügel, und immer
 klarer und silberner stieg die nicht ganz volle Scheibe des Mondes empor.
 Der Rückweg an den Hügeln hinab zum Lichtermeer von Florenz war ein
 Traum. Zahllose Glühwürmchen umtanzten uns. Die weißschimmernden
 Blüten des Jasmins und der Magnolien mischten ihren Duft mit dem der
 Linden, und geisterhaft folgte uns der Bruder Mond hinter den hohen
 Zypressen.

Ich habe gefunden, daß die Italiener — im allgemeinen natürlich — für
 derartigen ruhigen Naturgenuß wenig Verständnis haben, am wenigsten die
 Frauen. Sie fühlen wohl die Schönheit ihrer Heimat und lieben sie. Auch
 bedauern sie den Nordländer, der aus „grauem Nebel“ zu ihnen kommt. Aber
 sie sind wie Kinder, die nicht lange bei der Betrachtung eines Gegenstandes,
 einer Stimmung verweilen können. Wird jemand einmal dabei ertappt, so
 heißt es wohl gar: *Fa il poetico*. Darum sind die Florentinerinnen an
 schönen Nachmittagen stets in den Cascinen zu finden, ihrem Bois. Welche
 Wonne, im kühlen Schatten dort den *Biale del Rè* unaufhörlich auf und ab
 zu fahren, sich den staunenden Blicken zu zeigen und selbst Beobachtungen
 zu machen! Doppelt erhebend, wenn man mit einem neuen Kleidungsstück
 oder mit einem neuen Gefährt angerollt kommt! Die Fußgänger, die zur Seite
 lustwandeln, geben die Kritik: *Ha vista la Contessa Guicciardini? Sempre
 bella! Splendida! — Vedi Niccolò Macchiavelli?*)* Qui, nella charrette
 della Signora R.! Ma via! è vero? *Eccoli! Scandaloso! — Guarda! Ecco
 la Paola — bellina lei! —* Diese oder ähnliche Bemerkungen kann man täglich
 hören. Freitags pflegt Gabriele d'Annunzio auf seinem Schimmel in den Cascinen
 spazieren zu reiten.

Am Morgen des Himmelfahrtstages versammelt die Tradition unter diesen
 hohen immergrünen Eichen eine Unmenge fröhlicher Menschen aus allen Volks-
 klassen. Manche ziehen vor Tagesanbruch hinaus, um den ganzen Tag im
 Grünen zu verbringen. Die Jugend schmückt sich mit Maiblumen, die überall
 angeboten werden, und nach alter Sitte kann man schwarze Grillen in kleinen
 Holzkäfigen kaufen. Darum heißt das Fest in dieser Stadt *il giorno dei grilli*.
 Auch ich kaufte mir damals eine, schenkte ihr aber dann die Freiheit. *Dolce
 libertà!* Das arme Tier hatte sich schon fast den Kopf eingerannt. Gewiß
 steckt hinter diesem seltsamen Brauch irgendein Aberglaube.

Das ist auch ein Beweis dafür, daß das italienische Volk über ein kind-
 liches Stadium noch nicht hinausgekommen ist: der Aberglaube ist seine All-
 tagspoesie. So wurde mir ein sehr sympathisch aussehender älterer Herr ge-
 zeigt, von dem man behauptete, er bringe Unglück. Niemand könne näher mit
 ihm umgehen, ohne ein Unglück befürchten zu müssen. Und in der Tat saß
 er abends im *Caffè San Gallo* stets allein an einem Tischchen. Alle buckligen
 Frauen werden gemieden, während bucklige Männer nur gutes bedeuten. Ein
 verwachsener Bettler wird selten abgewiesen. Denkt man nicht daran, so sagt
 er wohl selbst in rührendem Schmeicheltone: *Son gobbo, porto fortuna*.
 Drohendes Unheil abzuwehren gibt es ein einfaches Mittel: man macht

*) Ein junger Nachkomme des berühmten Staatskünstlers.

le corne, das heißt man streckt Zeige- und Mittelfinger nach dem Wesen aus, von dem man verhängnisvollen Einfluß auf sein Schicksal befürchtet.

Auch die Gabe, sich herzlich freuen zu können, hat dieses Volk bekanntlich mit den Kindern gemein. Man muß sie nur bei ihren Festen beobachten. Deren gibt es ja auch in Florenz die schwere Menge. Da ist die Festa dello Statuto am ersten Sonntag im Juni: den ganzen Tag spielen alle Springbrunnen der Stadt — in Florenz eine unerhörte Verschwendung —, und morgens ist große rivista in den Cascinen. Abends ist Illumination der staatlichen und städtischen Gebäude. Wer da den Palazzo Vecchio gesehen hat, dessen einzigartige Architektur durch unzählige Wachslämpchen so recht deutlich bemerkbar wird und der durch und durch zu glühen scheint, der wird den Anblick sein Leben lang nicht wieder vergessen.

Dann kommt San Giovanni an die Reihe mit großer Messe und Musik im Dom. An diesem Tage wird die Loggia dei Lanzi mit köstlichen arazzi (Gobelins) dekoriert. Da die Stadt — abgesehen von den im Museo degli Arazzi und in öffentlichen Gebäuden aufgehängten — für dreißig Millionen Lire zusammengerollte Gobelins besitzen soll, für die kein Platz ist, so können die schaulustigen Bürger jedes Jahr andre bewundern, und würden sie noch so alt. Bei anbrechender Dunkelheit erstrahlen das achteckige Dach von San Giovanni und die mächtige Domkuppel im milden goldnen Glanz der Wachslämmchen, und auf dem Ponte alla Carraia wird ein splendides Feuerwerk abgebrannt. Der Jubel ist allgemein. Selbst die gefürchtetsten Gesellen aus den Vie Belluti und Bellutini mischen sich unter harmlose Leute und tun ihnen nichts zuleide.

Die Garibaldigedenktage sind bezeichnend für das neu erwachte Nationalbewußtsein und leider auch für den blinden Haß auf die „Austriaci“. Wenn man hört, mit welchem Eifer noch jetzt die Hymne: Fuori d'Italia! Fuori, stranieri! gesungen wird und sieht, wie Gymnastasten „Demonstrationen gegen Osterreich“ veranstalten, wie auch ab und zu in der Gesandtschaft die Fenster eingeworfen werden oder die Fahne heruntergerissen wird, so fragt man sich nur: „Nun, und der Dreibund?“ Die überlebenden Garibaldi zeigen sich gern in ihren mehr oder minder schmutzigen roten Wollblusen.

Um politische Kundgebungen handelt es sich teilweise auch bei der Fiorita per Savonarola. Am 23. Mai, dem Todestage des Märtyrers, wird die Metallplatte im Pflaster des Signorienplatzes, die seine Todesstelle bezeichnet, mit Rosen bestreut. Aber es liegen auch Briefe und Ansichtskarten an Fra Girolamo dazwischen, wodurch mancher seiner Unzufriedenheit Luft machen mag.

Unter die vielen harmlosen Volksfeste gehört die Fiera di Fiesole, die im Herbst auf dem großen Marktplatz des Bergstädtchens abgehalten wird. Nach Sonnenuntergang braten lange Reihen Hühner an drehbaren Spießen, und die Blut darunter wirft phantastische Lichter auf das lachende, singende, pfeifende Volk. Lange Schatten huschen über die Mauern der umliegenden Häuser und der uralten Kathedrale. Strohflechtereien, Maronen, Giuggiole und Süßigkeiten werden verkauft. Gewöhnlich ist auch eine schwarzhaarige, glutäugige Wahrsagerin da, die, auf einer Tonne stehend, mit unnachahmlich graziösen Gesten und einem Tonfall, der an Shakespeares Geister gemahnt, den Schleier der Zukunft lüftet. Im Grunde ist es den Leuten, die sie umstehn, weniger um die Zukunft zu tun als um die glückliche Gegenwart. „Leben und leben lassen“ ist ihre Devise. Und weil sie bedürfnislos sind, fühlen sie sich frei und glücklich.

Warum die Stadt „Florentia“ genannt wurde, das merkt man am besten im Mai, der recht eigentlich der Wonne- und Rosenmonat ist. Rosa Rosen hängen über blendendweiße Mauern, weiße und gelbe Röschen klettern hoch in die Wipfel der Bäume, und der Rosengarten am Abhang von San Miniato ist ein Wunder von Farben und Duft. Im Oktober beginnt die zweite Rosenblüte, die der ersten nicht im entferntesten gleichkommt.

Die Blume von Florenz ist aber die violette Iris. Sie blüht wild und in den Gärten die ganze wärmere Zeit hindurch von der dunkelsten bis zur hellsten Schattierung. Aus ihren Wurzeln gewinnt man ein feines, unaufrichtiges Parfüm, das in der Apotheke zu Santa Maria Novella als polvero d'Iris verkauft wird, und ihre Form finden wir als „Lilie“ im Stadtwappen wieder.

Alle, die einmal von einer Höhe auf die città dei fiori herniedergeschaut haben, werden begreifen, warum Dante so oft sagt: il dolce mondo — die süße Welt!

Als mich eine junge Florentinerin fragte: „Gilt es nicht mehr, ein entlegenes Götchen von Firenze als euer Berlin?“ — da konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Als sie aber, dadurch kühn gemacht, sich zu der Blasphemie verstieg: „Und gilt nicht mehr ein Wort reizend toskanisch als ein ganzes Gedicht von euerm Goethe?“ da tat ich ihr nicht den Gefallen, auch dies zu bejahen. Und doch — wenn jener ungeduldigste aller Romfahrer nur etwas länger am Arno verweilt oder gar diese „artige“ Patriotin in ihrer lingua toscana gehört hätte, ich fürchte — er hätte ihr Recht gegeben.



Die Dame mit dem Orden

Aus dem Englischen von G. Bergmann

(Fortsetzung)

Den 27. November 1901



Ich sagte dir, daß es so kommen würde! Mein prophetischer Geist sah es voraus! Heute früh mußte ich die Andacht in der Kapelle halten. Und ich spiele die Orgel im Kindergottesdienst und höre jeden Sonntag zwei japanische Predigten.

Ich kann dir sagen, Kameradin, dieser Teil meiner Arbeit geht mir jämmerlich gegen den Strich. Man sagt, man gewöhnt sich ans Gehängtsein, wenn man nur lang genug hängt. Na, da wollen wir also auch hoffen, daß ich mich mit der Zeit gewöhne.

Du fragst mich, warum ich dies alles mittue. Ja, siehst du, es ist hier wie in einer großen Werkstatt, wo alle fleißig und fröhlich arbeiten, und doch wartet noch so viel Arbeit, daß man nicht steht und fragt: Gefällt sie mir auch, oder soll ichs lieber lassen?

Am liebsten möchte ich dir gar nichts von der Trostlosigkeit mancher Existenzen hier erzählen. Stelle dir vor! Frauen, die in den Steinbrüchen, Sandgruben und an den Eisenbahnen arbeiten, immer mit kleinen Kindern auf dem Rücken, und die armen kleinen Dinger verkrüppelt und entstellt durch die eingezwängte Stellung und oft blind von der blendenden Sonne.